

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Nachtrag zur Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten.

Seitdem wir oben die Uebersicht geschlossen haben, hat sich in Frankreich so Großes, so Wichtiges, so Unerwartetes, so Folgenreiches zugetragen, daß wir mit dem Druck des Kalenders einhalten, um es unsern Lesern dieses Jahr noch mitzutheilen.

Karl X., der die Deputirtenkammer, der Adresse wegen, aufgelöst hatte, welche ihm dieselbe als Antwort auf seine Thronrede vorgebracht, berief die Wahlkollegien um andere Deputirte zu wählen, die den 3. August sich versammeln sollten. Diese dem Könige so sehr mißfällige Adresse war mit einer Mehrheit von 221 Stimmen gegen 181 durchgegangen, und man kannte alle Deputirte, welche dafür und dagegen gestimmt hatten. Daß diese 221 größtentheils nicht wieder ernannt werden sollten, war die Erwartung der Regierung; sie wurden aber alle wieder ernannt, und die 181 meistens ausgeschloffen.

Kaum waren diese Wahlen vollbracht, als die neue kaum geborne Kammer den 25ten Juli durch eine königliche Verordnung wieder aufgelöst wurde; zu gleicher Zeit ergingen noch mehrere Ordonnanzen, deren eine die Freiheit der Zeitungen einstellte, die andere veränderte das Wahlgesetz, eine dritte berief die Wahlkollegien, und setzte den Tag fest, an welchem die zu erwählende Kammer zu Paris ihre Sitzungen beginnen sollte.

Bei Bekanntmachung dieser verhängnißvollen Verordnungen, entstand Gährung im ganzen Lande; zu Paris herrschte große Unruhe unter den Gemüthern, und lebhafter Widerstand bereitete sich. Viele Buchdrucker, Fabrikanten und Vorsteher großer Werkstätten schickten ihre Arbeiter fort. Diese rotteten sich am Morgen des 27ten zusammen, die Massen vermehrten sich von Stunde zu Stunde; junge Leute aus allen Klassen gesellten sich zu ihnen. Vergebens versuchten die Gendarmen und die Truppen diese Zusammenrottungen auseinander zu treiben; sie wurden auf allen großen Plätzen und breiten Straßen mit Steinvürfen empfangen: bald wußten die Neuterer sich Waffen zu verschaffen, indem die einen die Läden plünderten, wo Gewehre und Pulver verkauft wurden, andere in die öffentlichen Niederlagen einbrachen, oder militärische Posten überrumpelten und entwaffneten.

Den 28ten am Morgen setzte eine königliche Ordonnanz die Stadt Paris in Belagerungszustand und übertrug das Kommando über alle Truppen dem Marschall von Ragusa. Nun entstand in Paris ein gräßliches Gemetzel; von Mittag bis Mitternacht ertönte das Geschütz des kleinen Gewehrs und der Kanonen, die Straßen waren mit Leichen übersät; doch behielt das Volk die Oberhand, die dreifarbige Fahne wurde auf den Thürmen des Münsters aufgespant, die Nationalgarde bildete sich unter der Anführung des Generals Lafayette. Jetzt wurden überall die königlichen Insignien abgerissen und zerstört; auf den Abend fieng man an das Pflaster aufzureißen, und alle Straßen an ihren Enden durch Steinhausen, umgelegte Wägen und Gehälk zu verrammeln, um sich vor dem Eindrang der Reiterei zu verwahren. Die ganze Nacht ertönte die Sturmglocke von den Kirchtürmen, deren das Volk sich bemestert hatte. Jedoch übernachteten noch die Minister und der kommandirende Marschall in den Tuileries, um welche sich die Truppen aufgestellt hatten, während die Nationalgarde das Rathhaus besetzt hielt, wo die Truppen mehrmals eingedrungen, und wieder daraus vertrieben worden waren.

Den 29ten, Morgens um halb zehn Uhr, verließen die Minister die Tuileries und zogen mit einem Theil der Truppen aus der Stadt; ihnen folgte um zwei Uhr der Herzog von Ragusa, mit dem Rest der Garde, sie nahmen ihren Rückzug nach St. Cloud, wo sich der König mit seiner Familie befand. Das Schloß des Louvre wurde um ein Uhr und das der Tuileries um vier Uhr vom Volke eingenommen; die Schweizer der Garde, welche sie vertheidigt hatten, streckten nach einem hartnäckigen Widerstand das Gewehr. Die Linientruppen, die sich in Paris befanden, unterwarfen sich, und hielten sich ruhig in ihren Quartieren.

Nun stellte sich nach und nach die Ordnung wieder ein; eine Municipal-Kommission bildete sich auf dem Stadthause; fünf und vierzig zu Paris anwesende Deputirte und sieben und zwanzig Pairs traten zusammen, setzten eine provisorische Regierung ein, und baten den Herzog von Orleans, sich als General-Lieutenant des Reichs an deren Spitze zu stellen.

Inzwischen sah sich der König, gegen welchen Nationalgarden anrückten, genöthigt St. Cloud zu verlassen und nach Rambouillet seinen Rückzug zu nehmen; sein kleines Heer schmolz von Stunde zu Stunde, und die mit ihm anhielten waren nutzlos geworden. Als er die Unmöglichkeit sah, einen Seehafen zu erreichen wo er sich einschiffen könne, sandte er einen von ihm und dem Dauphin unterzeichneten Abdankungsakt an den Herzog von Orleans, bestätigte denselben in der Eigenschaft eines General-Lieutenants des Reichs, verlangte für sich und die Seinigen einen Geleitsbrief, und die Erkennung seines Enkels, des Herzogs von Bourdeaux, als König von Frankreich, unter dem Namen Heinrich der fünfte. Das sichere Geleit wurde bewilligt, und fünf Kommissarien abgeschickt, ihn zu begleiten; von der Anerkennung seines Enkels aber geschah keine Meldung.

Von allen Seiten des Reichs eilten indessen die in den letzten Wahlen ernannten Deputirten nach Paris. Den 3ten August eröffnete der Herzog von Orleans als General-Lieutenant des Reichs die Session der Kammern. Vom 4ten bis zum 7ten August war nun in der Deputirtenkammer so zu sagen nur eine Sitzung, die drei Tage dauerte; die Deputirten trennten sich Abends, ihre Mahlzeit zu nehmen, und kamen um acht Uhr wieder zusammen, die Sitzung bis Mitternacht fortzusetzen.

Am 7ten August wurde die Sitzung Morgens um halb 9 Uhr schon eröffnet; an diesem Tage wurde das neue Schicksal Frankreichs bestimmt. Der Thron wurde erledigt erklärt, die Charte residirt, Artikel wurden ausgestrichen, andere abgeändert, einige zugesetzt; Sr. K. Hoh. dem Herzog von Orleans und seinen männlichen Nachkommen nach dem Erstgeburtsrechte, wurde die Krone auf immer übertragen, und ihm der Titel König der Franzosen zuerkannt, wenn er die an diesem Tage gefassten Beschlüsse, und die modifizierte Verfassung in Gegenwart der beiden Kammern beschwören wollte.

Nachdem über diese Verfügungen abgestimmt und dieselben durch die Mehrheit angenommen worden, verfügte sich die ganze Kammer zu Fuße nach dem Palais royal, Sr. K. Hoheit ihre Erklärung darzubringen. Dieselbe war auch der Pairskammer mitgetheilt worden, die ihr gleichfalls bestimmte.

Den 9ten August leistete der Herzog von Orleans in Gegenwart der vereinten Pairs-

und Deputirten-Kammern den Eid mit folgenden Worten:

„In Gegenwart Gottes schwöre ich, die Verfassungs-Urkunde, mit den in der Erklärung ausgedrückten Modifikationen, genau zu halten; nur durch die Gesetze und den Gesetzen gemäß zu regieren; Jedermann nach seinem Recht gute und genaue Gerechtigkeit ertheilen zu lassen; und in allen meinen Handlungen, das Wohl, das Glück und den Ruhm des französischen Volks zum einzigen Augenmerk zu nehmen.“

Nun ertönte der Ruf: es lebe der König der Franzosen. Ludwig Philipp der erste! Vier Marschälle überreichten ihm die königlichen Insignien, als Krone, Szepter, Schwert und Gerechtigkeitsschale. Hierauf bekräftigte Sr. Maj. die vorgelegten Dokumenten und die Eidbesformel durch ihre Unterschrift.

Neue Konstitutions-Urkunde.

Allgemeine Rechte der Franzosen.

Artikel 1.

Alle Franzosen sind vor dem Gesetze einander gleich, was auch sonst ihre Aemter und ihre Würde sey.

2. Es trägt der eine wie der andere nach dem Verhältniß seines Vermögens, zu den Lasten des Staates bei.

3. Sie können alle zu jeder Civil- und Militär-Stelle gelangen.

4. Die Freiheit jedes Einzelnen ist auf gleiche Art beschützt, da niemand anders als in den durch das Gesetz vorhergesehenen und in den von ihm bestimmten Fällen verfolgt und angehalten werden kann.

5. Ein jeder bekennt sich mit gleicher Freiheit zu der Religion, der er zugehörig ist, und genießt für deren Uebung den nämlichen Schutz.

6. Die Diener der römisch-apostolisch-katholischen Religion, zu der sich die Mehrheit der Franzosen bekennt, und die der andern christlichen Bekenntnisse, werden aus dem Staatschafe besoldet.

7. Die Franzosen haben das Recht, indem sie sich nach den Gesetzen richten, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen.

Die Censur kann nie wider hergestellt werden.

8. All und jedes Eigenthum ist unverletzlich, ohne einige Ausnahmen desjenigen, was man Nationales Eigenthum nennt, indem das Gesetz zwischen dem einen und dem andern Eigenthum keinen Unterschied macht.

9. Zum öffentlichen Wohl, und wenn der Fall dazu gesetzlich bekräftigt ist, kann der Staat, gegen Bezahlung einer vorhergehenden Entschädigung, das Opfer eines Eigenthums begehren.

10. Alle Verfolgungen wegen vor der Wiederherstellung gedauert Meinungen und gegebenen Stim-

steht er Geraille, in welchen dreißig, vierzig der schönsten Weiber sich befinden, und sollte es wohl Ueberfluß seyn, wenn er eine einzige Gefährtin des Lebens begehrte? Das ist's, rief Ademdai, das ist's, was mir noch fehlt! Ein schönes Weib, wie gut würde sie sich hier ausnehmen! mein Haus würde mir hundert Mal schöner, mein Bett tausend Mal besser vorkommen. Ja, ich will meinen guten Genius fragen, ob ein Weib mir überflüssig sey.

Ganz von diesen Gedanken ergriffen, konnte er nicht mehr zu Hause ruhen. Ohne zu wissen wie, befand er sich auf einem Platze zu Tage, wo eben ein Sklavenhändler, umringt von Neugierigen, seine Waare feilbot. Eine Sklavin von besonderer Schönheit, von majestätischem Wuchs und anmuthiger Haltung, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Auch unser Ademdai konnte sich nicht von ihrem Anblick trennen. Zum ersten Mal empfand er die Macht der Liebe; um so größer war sein Schrecken, als er sah, wie ein reich gekleideter junger Mann sich dem Sklavenhändler näherte, um eben jene Schöne zu erhandeln, für die er selbst entbrannt war. Der Sklavenhändler zählt die Vorzüge seiner Sklavin her: Sie ist eine Georgerin, kaum 18 Jahre alt, spielt die Laute meisterhaft, singt mit schöner Stimme die schönsten Weisen, und tanzt mit solcher Anmuth, daß man ihres Gleichen selten findet. Sie ist um 2000 Golddinen verkäuflich. — Hierauf bot der Nebenbuhler Ademdai's 1500. Ademdai zitterte; doch jener gibt sie nicht. — Ademdai athmet. Der junge Mann bietet 1300. — Der Sklavenhändler überlegt. — Ademdai bricht der Angstschweiß aus. Doch jener gibt sie nicht unter dem gebotenen Preise, und der junge Mann, weniger verliebt als Ademdai, entsagt dem Besitze der Schönen und entfernt sich. Auch der Sklavenhändler verläßt endlich den Platz, ohne seine schöne Georgerin an den Mann gebracht zu haben.

Ademdai eilte seiner Behausung zu. Heute erwartete er, und mit besonderer Ungeduld, die Erscheinung seines Genius. Endlich klopft es an seiner Thür, er öffnet und fällt seinem Wohlthäter zu Füßen. — „Was ist dir, warum so niedergeschlagen? Wie, sogar Thränen? Habe ich dir nicht alles Nothwendige gegeben?“ — „Wohl hast du mir Unwürdigen viel gegeben, doch nicht alles was mir nothwendig ist. Sage, wäre ein Weib mir überflüssig? Soll ich verdammt seyn, ein einsames Leben zu führen, ohne eine Seele mein nennen zu können? Nennst du den Besitz eines Weibes Ueberfluß, dann

sehe ich es etu, daß Ueberfluß eine Nothwendigkeit ist.“

Der Genius enthielt sich kaum des Lachens und sagte: „Wohl magst du Recht haben, Ademdai, ein Weib ist dir nothwendig, du mußt es dir anschaffen, es gehört zum Glücke eines rechtlichen Mannes. Wähle die Tochter eines redlichen Arbeitmannes deiner Bekanntschaft, ich wende nichts wider eine solche Heirath ein. Dein Haus ist neu erbaut, wohl eingerichtet, für ein Mädchen deines Standes bist du kein schlechter Bräutigam.“ — „Ach!“ rief Ademdai, tief aufseufzend, „das ist nicht was ich verlange; ich bin schon verliebt, und wenn man verliebt ist, ist es nicht nothwendig den Gegenstand seiner Liebe zu besitzen?“ — „Sehr nothwendig,“ sagte der Genius. — „Nun denn, so wirst du mich zum Glückseligsten aller Sterblichen machen, denn du hast mir das Nothwendige versprochen. Ich liebe eine junge Sklavin bis zum Unsinne, sie ist so schön, daß ich im Leben keine Schönerer sah; aber man bietet sie gar zu theuer, und ich bin viel zu arm.“ — „Was verlangt man für sie?“ — „2000 Golddinar.“ — „Das ist freilich ein wenig theuer,“ sagte der Genius; „doch weil du gar so verliebt bist, ist dieser Kauf wohl nothwendig, denn, wenn du krank würdest, wäre es nothwendig dir Arzneimittel zu kaufen, so theuer zu stehen sie auch kämen. Die Liebe ist bei euch Sterblichen eine Krankheit. Da nimm, hier hast du 2000 Golddinar, kaufe dir deine Geliebte.“ Dieß sagend entfernte sich der Genius und überließ Ademdai seinem freudigen Erstaunen.

Nun sehen wir unsern Helden im Besitze seines geliebten Mädchens; jetzt werden wir ihn wohl nimmer Klagen hören, ihm fehle das Nothwendige. — Dennoch. Kaum in das Haus Ademdai's eingetreten, fuhr Arsell (so hieß die liebliche Sklavin) vor Schrecken zurück, und rief: „Großer Gott, wohin führst du mich? Ist dieß das Haus, das ich bewohnen soll? Sprich, Unglücklicher, hast du mich vielleicht für dich gekauft? Wie war es dir möglich 2000 Goldstücke für mich zu bezahlen?“ — „Ach,“ rief Ademdai, tiefseufzend, „mein ganzes Vermögen bestand in diesem Golde, und ich habe alles, alles hingegeben, um dich zu besitzen. Doch, beruhige dich, wir werden keinen Ueberfluß, wohl aber immer das Nothwendige haben.“ Hierin irrte unser Jüngling. Er hatte eine Drachme des Tages für sich allein, nun aber mußten von dieser Drachme zwei Menschen leben. Daran hätte er früher denken sollen; denn acht Tage bis zur Ankunft des Genius zu warten, war

eine Ewigkeit. Traurig geht er und bereitet das kärgliche Mahl, welches er zur Hälfte theilen muß; allein Arfelli berührt nicht die Speise und will gar nicht aufhören zu weinen, und als endlich Abendai zitternd den selbst bereiteten Reis ihr anträgt, stößt sie ihn mit Abscheu zurück. Sie will sich kaum setzen, zu hart scheinen ihr alle Polster, das Bett, worauf Abendai sich so sehr erquickte, hält sie für das schlechteste in ganz Bagdad. Noch ärger wurde es bei näherer Untersuchung: Abendai ließ das Bett für sich allein verfertigen, nun sollte es groß genug für zwei Menschen seyn. Wagte unser Held von seiner Liebe zu sprechen, oder sich ihr zu nähern, stieß sie ihn mit Verachtung zurück. — „Wie kannst du es wagen, in solchem widerlichen Anzuge mir zu nahen? Du sprichst von einem guten Genius, der dir alles Nothwendige gibt; aber glaubt denn dein sauberer Beschützer, eine anständige Kleidung gehöre zum Ueberfluß? Ich Unglückliche, werde mich auch bald in Lumpen hüllen müssen, mich deiner Lage gleich zu stellen. Ach! ohne dich würden mich jetzt die schönsten Stoffe Asiens zieren, und du, der du mich in dieses Elend gebracht, du willst noch, daß ich dich liebe? Unmöglich! Mühe will ich mir geben, dich weniger zu verabscheuen.“

Untröstlich über diese Aeußerungen, unglücklicher als einst in seiner größten Armuth fühlte sich Abendai. Endlich kam nach achtägiger Abwesenheit der sehnlichst herbeigewünschte Genius. Abendai stoh ihm entgegen, ihm mit Bitterkeit zurnend: „Du hast mir das Nothwendige versprochen, nun aber bin ich der Unglücklichste aller Menschen.“ — „Wie,“ sagte der Genius, ein wenig verwundert, „habe ich dir nicht alles gegeben, was du von mir begehrtest?“ — „Wohl wahr; aber ich war ein Tropf, denn ich glaubte, das Nothwendige bestünde aus gar wenig Dingen; aber ich habe mich gewaltig geirrt.“ — „So laß doch hören,“ sagte der Genius, „erkläre dich.“ — „Du hast ein Weib zu nehmen als eine Nothwendigkeit mir gern gestattet; doch ich habe nur eine Drachme des Tages, die Ausgaben sind doppelt. Da es nothwendig war, daß ich ein Weib nahm, ist es nicht nothwendig, daß sie am Leben bleibe?“ — „Sehr nothwendig.“ — „Nun denn; mein Weib will nicht leben, sie will nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, ein wahres Herzleid tödtet sie und mich. Die Speisen, die ich ihr vorsetze, und mit denen ich mich gern begnüge, sind viel zu schlecht für ihren zarten Scumen. Ihre Nothwendigkeiten sind ganz andere Nothwendigkeiten

als die meinigen, und weil ich sie gekauft habe, und weil ich sie liebe wie mein Leben, ist es nicht nothwendig, daß ich ihre Nothwendigkeiten ihr verschaffe?“ — „Nichts ist klarer als das,“ erwiderte der Genius. „Wie viel brauchst du des Tages, um ihr alles Nothwendige zu verschaffen?“ — „Ich habe es nicht genau berechnet; aber mit zwei Tomanen des Tages könnten wir Beide recht angenehm, doch ohne Ueberfluß leben.“ — „Gut; wenn nichts anders dich betrübt, nimm hin, hier hast du 16 Tomanen auf acht Tage; nach Verlauf dieser Zeit werde ich wieder kommen, mich zu erkundigen, ob du noch etwas zu besitzen wünschst, damit du doch endlich das Nothwendige habest.“ — So sprach der Genius, und wollte sich entfernen; allein Abendai hielt ihn zurück. „Verzeihe ein wenig, ich habe dir noch manches zu sagen. Ich liebe Arfelli mit allem Feuer der Jugend; ist es nicht nothwendig, daß sie meine Liebe erwidere?“ — „Ganz gewiß.“ — „Aber sie kann mich in meiner armseligen Kleidung nicht ansehen. Sie meint, wenn ich nicht gewesen wäre, würde sie die Geliebte eines großen und mächtigen Herrn geworden seyn. Wenn es daher nothwendig ist, daß sie meine Liebe erwidere, so muß ich meine jetzige Tracht ganz und gar verändern, und du wirst einsehen, daß eine reiche geschmackvolle Kleidung in diesem Falle nicht überflüssig sey.“ — „Du hast Recht.“ — „Auch sagte sie, ohne mich würde sie in den schönsten und reichsten Stoffen einhergehen. Sie liebt den Putz, daher, will ich von ihr geliebt seyn, muß ich ihr nothwendig alles, was sie gern hat, zu geben suchen. Sie ist mit Talenten ausgestattet, sie singt, sie spielt die Laute; sollte ich die Früchte einer glänzenden Erziehung vernachlässigen? Wenn man Talente hat, ist es nicht nothwendig, daß man sie übt? Ich möchte ihr daher gern eine schöne, gute Laute kaufen, es würde sie unendlich freuen.“ — „Alles, was du mir da sagst, scheint mir wahrhaftig unumgänglich nothwendig,“ sagte der Genius; „aber was kann das alles zusammen wohl kosten?“ — „Beiläufig 1000 Goldstücke.“ — „Hier hast du sie, lebe wohl, und trachte dir das Nothwendige zu verschaffen.“

Der Genius gieng, und Abendai trat mit frohem Gemüthe zu Arfelli. Seine Augen glänzten vor Freude, doch gab er sich Mühe, die frohe Stimmung seines Herzens nicht zu verrathen, denn überraschen will er die Geliebte, er sagt ihr nichts von der Zusammenkunft mit seinem guten Genius. Aber mit dem frühesten

Morgen gieng er aus, und sein erstes Geschäft war, sich selbst prächtig und geschmackvoll kleiden zu lassen. Von einer Menge von Handelsleuten begleitet, die sich nicht wenig wunderten, die schlechte Wohnung eines so prächtig gekleideten Herrn zu sehen, kehrte er zurück. Arfelli konnte nicht begreifen, was dieser Zug bedeute; in seinem prächtigen Anzuge erkannte sie Adem-dai kaum; dieser sich ihr nähernd sprach: „Habe ich dir nicht gesagt, daß ein guter Genius mir alles gibt, was ich nothwendig brauche; darum sey versichert, daß es dir in Zukunft an nichts fehlen soll, vorausgesetzt, daß du nicht Ueberflüssiges verlangst. Wähle dir von diesen schönen Waaren was dir am besten gefällt.“ — Arfelli fand nun ihren Liebhaber lebenswürdig, sie nahm keinen Anstand ihm ihren Beifall zu bezeigen, ließ die Waaren vor sich ausbreiten, wählte was sie am meisten ansprach, und da sie ein vorsichtiges Mädchen war, so kaufte sie was sie für die Gegenwart nothwendig brauchte, und auch was für die Zukunft nothwendig werden konnte. Dann fiel ihre Wahl auf eine Laute, die sie ganz vortrefflich fand. Adem-dai, der sie nun singen hörte, war ganz freudentrunken, als sie aus dem Stregreif ein an ihn gerichtetes, zärtliches Lied sang. Er bezahlte die Laute und die andern Waaren, und verabschiedete schnell die Kaufleute. Geliebt ist er, was fehlt ihm noch; hat er nicht das Nothwendige?

Drei Tage voll Freuden erfolgten dem Liebespaar, erst am vierten fiel es dem Adem-dai ein, sein Haus zu verlassen und in der heitern Abendluft sich zu erquicken. Fast ermüdet trat er seinen Rückweg an, nachdem er sich genug im Freien ergangen. Da sah er nicht fern von seiner Wohnung einen wohlgekleideten Mann umherstreifen, der eine ganz besondere Absicht zu haben schien, und kaum nahm dieser wahr, daß jemand ihn bemerkte, so entfernte er sich schnell in der Dämmerung. Wie? sagte Adem-dai zu sich selbst, sollte dieser junge Mann vielleicht die Absicht haben, sich bei mir einzuschleichen, und meine schöne Sklavin zu verführen? Sie ist auch gar zu schön; wenn er sie gesehen hat, ist es natürlich, daß er sie liebt. Und mir kommt der Mensch so bekannt vor. Ja, er ist's, es ist derselbe junge Mann, der sie kaufen wollte, der 1800 Golddinars für sie bot. Sollte vielleicht schon ein Einverständnis zwischen Arfelli und ihm — das wäre schrecklich! Von Mißtrauen gequält, tritt er in seine Wohnung. Er ist erzürnt, sein Athem unterdrückt. Forschend was ihm begegnet sey, nähert sich ihm Arfelli. Sie

ist berunruhiget, er schweigt; nur manchmal wirft er einen finstern, fast wilden Blick auf sie. Es scheint, als wolle er in ihren Augen ein Verbrechen suchen, das zu bestrafen er bereit ist, ohne es vorher mit Gewisheit entdeckt zu haben. Endlich, seiner Eifersucht nicht mehr mächtig, fragte er sie mit bebender Stimme: ob sie in seiner Abwesenheit jemand gesehen oder gesprochen habe? Arfelli schwört, daß keine lebende Seele sich ihr genahet. Adem-dai sieht ihr mit bitterm Lächeln ins Gesicht; Zweifel quälen ihn, seine Ruhe, sein Glück ist dahin. O Eifersucht! schrecklichste aller Krankheiten, die Mittel, die man anwendet, dich zu lindern, reizen dich nur immer mehr; du vergiftest das Herz, das deine Stachel berührt! Adem-dai saß daheim, abgehärmt, und wagte nicht sein Haus zu verlassen, welches sein theuerstes Kleinod einschloß, doppelt theuer ihm jezt durch die Furcht es zu verlieren. Als endlich sein guter Genius wieder erschien, fand er ihn unglücklicher als ehedem. — „Ist es möglich,“ sagte er, „noch hast du das Nothwendige nicht?“ — „Ach, wie viel fehlt mir noch hiezu!“ — „Was könnte dir noch fehlen?“ — „Ist es nicht nothwendig, daß man manchmal ausgehe, sey's in Geschäften oder der Bewegung wegen?“ — „Allerdings.“ — „Ist es, wenn man im Besitze einer schönen Sklavin ist, die man über alles liebt, ist es nicht nothwendig, sich Sicherheit zu verschaffen, daß sie nicht entführt wird?“ — „O ja, diese Sicherheit ist unzertrennbar von Glücke.“ — „Nun denn, guter Genius, Wohlthäter! wenn ich so fortfahre, immer zu Hause zu bleiben, so wird meine Todesstunde bald heranrücken; und verlasse ich mein Haus, wer bewacht dann meine Sklavin? Ja, könnte ich mir ein Paar Eunuchen kaufen, aber ich bin viel zu arm.“ — „Eunuchen?“ fragte fast verwundert der Genius. — „Ja, Eunuchen. Sind sie nicht nothwendig zur Sicherung eines verheiratheten Mannes? Oder soll ich vor Eifersucht sterben, weil ich mir nicht ein Paar elende Eunuchen verschaffen kann?“ — „Nein, ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, daß du wegen solcher Krankheit, als die Eifersucht, stirbst. Sage mir lieber, wie viel Eunuchen du brauchst.“ — „Das hängt ganz vom Grade der Eifersucht ab. Wenn ich nicht sehr eifersüchtig wäre, genüigten mir schon ein Paar Wächter. Da ich aber eifersüchtig bin wie ein Tiger, so muß ich gestehen, daß ich mit 6 Eunuchen noch nicht ganz und gar beruhiget wäre. Wenn also die Ruhe des Gemüths keine überflüssige Sache ist, sind mir 6 Eunuchen

wenigstens höchst nothwendig.“ — Der Genius konnte auf dergleichen triftige Gründe nichts erwiedern, und Adem dai fuhr fort: „Aus deinem Stillschweigen schließe ich, daß du mir nicht Unrecht gibst: dann höre mich weiter. Wenn ich 6 Eunuchen habe, muß ich ihnen nothwendig Wohnung, Speise und Kleider geben. Mein Haus ist sehr klein, kaum kann es mich und Arfelli beherbergen; da mein Haus für mich zu klein ist, ist es kein Ueberfluß, daß ich mir ein größeres kaufe. Von ungefähr habe ich jüngst in der gangbarsten Straße Bagdads ein Haus gesehen, welches schön und mit allem Hausgeräthe zu verkaufen war. Mir gefällt es unaussprechlich, aber es ist sehr theuer.“ — „Das macht nichts,“ sagte der Genius, „das Haus ist dir eine nothwendige Sache, und ich habe dir ein für alle Mal versprochen, dir das Nothwendige zu geben.“ — „Du siehst,“ sagte Adem dai, „daß ich auch nichts Ueberflüssiges von dir verlange.“ — „Ich muß deiner Genügsamkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was kostet das Haus?“ — „15000 Tomanen.“ — Der Genius gab ihm eine Anweisung auf die Schatzkammer des Kalifen und fügte noch 5000 Tomanen hinzu, zum Ankaufe der Eunuchen. — „O großmüthiger Genius, Wohltäter,“ rief das Glückskind, „welchen Dank kann ich dir für so viel Güte zollen! Mir fehlt nun nichts mehr, außer eine einzige, unentbehrliche Sache. Speise und Kleidung für 6 Eunuchen könnte ich unmöglich mit den zwei Tomanen, die du mir täglich gibst, bestreiten. Da mein Haus sich so vergrößern soll, ist es wohl auch nothwendig, daß es im gehörigen Stande erhalten werde. Reinlichkeit ist überall höchst nothwendig. Es wäre also kein Ueberfluß, wenn ich mir zu diesem Behufe zwei Sklaven wünsche.“ — „Mein, zwei Sklaven sind allerdings nicht zu viel.“ — „Um so weniger, da meine Eunuchen ohnehin genug mit der Bewahrung meiner Geliebten zu thun haben werden. Wir werden im Ganzen zehn Personen ausmachen, ich kann also mit zwei Tomanen des Tages durchaus das Nothwendigste nicht bestreiten. Ein Haus wie das meinige zu erhalten, sind 20 Tomanen des Tages nicht überflüssig.“ — Der Genius entgegnete: „Hier hast du 160 Tomanen auf acht Tage, und 200 Tomanen zum Ankaufe der beiden Sklaven, welche dir so unentbehrlich sind,“ und mit diesen Worten entfernte er sich.

Um diese Geschichte nicht zu sehr in die Länge zu ziehen, was zuletzt für unsere Leser lang-

weilig würde, wollen wir hier manche Umstände übergehen, welche in der persischen Handschrift der Breite nach erzählt werden, und uns begnügen in Kürze anzuführen, daß Adem dai, im Besitze eines prächtigen, mit allem Geräthe reichlich versehenen Hauses, und einer liebenswürdigen Frau, auch mit hinlänglichen Einkünften zu seinem Unterhalt und dem seiner Dienerschaft begabt, noch immer nicht das Nothwendige zu haben glaubte. Der Wohlstand, den er äußerte, mitten unter Nachbarn, die zu der ausgezeichnetsten Klasse der Einwohner Bagdads gehörten, verschaffte ihm zahlreiche Bekannte und Freunde; er wurde zu ihren Gesellschaften und Festen geladen. Man weiß wie glänzend die Besatzungen der prachtliebenden Großen Asiens sind: dort steht man üppige Gastmähler aus Silber und Gold aufgetragen; Musiker und reizende Tänzerinnen, die zur Unterhaltung der Gesellschaft mit ihren Talenten wetteifern, ein Heer von Sklaven, auf jeden Wink aufmerksam, bedienen die Gäste; in goldenen Gefäßen brennen die angenehmsten Spezereien und erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen; kurz, alles was den Sinnen schmeicheln kann, wird dabei verschwendet. Adem dai sah mit Recht ein, er könne nicht unterlassen Höflichkeit mit Höflichkeit zu erwiedern, und wenn er nicht wolle als ein Fils oder ein Mann ohne Lebensart angesehen seyn, er wo nicht noch glänzendere, doch nicht minder glänzende Feste geben müsse. Dazu gehörte freilich ein beträchtlicher Zuwachs von Einkünften. Aber das Bedürfniß war so handgreiflich nothwendig, daß sein Genius viel zu billig war es ihm abzuschlagen.

Nun gab also Adem dai auch Feste, und wetteiferte an Pracht mit seinen Freunden. Einige unter ihnen, die es ihm nicht gleich thun konnten, wurden darüber neidisch, und suchten Gelegenheit ihn zu demüthigen. Da sie wußten, daß er nur eine Frau hatte, prahlten sie vor ihm mit ihren Harems, zählten die Frauen her, die sie besaßen, nannten die Landschaften, woher sie gebürtig waren, und rühmten die Mannigfaltigkeit ihrer Reize und Talente. Hierauf fragten sie ihn, ob sein Harem auch so wohl bestellt sey. Adem dai erröthete und antwortete kleinlaut, er habe erst eine Frau, erwarte aber deren von verschiedenen Seiten her.

Man kann sich leicht denken, daß bei dem ersten Besuche seines Genius, Adem dai ihm die Nothwendigkeit vorstellte, mehrere Frauen zu haben. Zum ersten Male stuzte der Genius doch ein wenig bei dieser Forderung. — „Wie? bist

du nicht
und d
der M
du ih
lich
ersten
würde
wenn
Wlos
einen
erbal
Güte
wenn
rem
ten.
„Ne
bis f
bewei
„Zw
das i
dara
glück
und
Frau
zu vi
fern
tet,
Lag
verda
Hare
Ueben
Nicht
zwan
wach
W
Zeit
gesch
getro
die C
reine
Land
auch
entst
der V
so dr
allen
hatte
feil,
Besit
wollt
beizul
seine
nothw

Umstände
handschrift
Abendai, im
the reich-
enswürdi-
Einkünften
enerschaft
endige zu
aufferte,
eingezeich-
nte gehör-
nisse und
rsten und
die Bes-
en Affens
ähler auf
r und reis-
kung der
fern, ein
merkham,
Ben brenn-
erfüllen
alles was
dabei vers-
ein, er
t Höflich-
wolle als
art ange-
ere, doch
e. Dazu
wachs von
so hand-
s viel zu
and wett-
n. Einige
un konn-
chten Ge-
wußten,
n sie vor
auen her,
u, woher
Mannig-
auf frag-
ohl bestellt
ete Klein-
ber deren
bei dem
i ihm die
rauen zu
nius doch
Wie? bis

du nicht zufrieden mit derjenigen, die du besitzest, und die, nach deinem eigenen Geständnisse, eine der Vorzüglichsten ihres Geschlechts ist? Wirst du ihrer schon überdrüssig?" — „Nein, wahrlich nicht, ich liebe sie noch so feurig, wie am ersten Tage ihres Besites; aber der Prophet würde doch die Vielweiberei nicht erlaubt haben, wenn er sie nicht für notwendig gehalten hätte. Bloss die niedrigste Volksklasse begnügt sich mit einem Weibe, weil sie zu arm ist, mehrere zu erhalten. In dem Range, zu dem mich deine Güte erhoben hat, mache ich mich ja lächerlich, wenn ich nicht mehrere Frauen in meinem Harem halte.“ — „Dies fängt an mir einzuleuchten. Wie viel Frauen verlangst du denn?" — „Meine Freunde haben deren dreißig, vierzig, bis fünfzig: um dir meine Genügsamkeit zu beweisen, begehre ich ihrer nur zwanzig.“ — „Zwanzig Frauen!" rief der Genius aus; „wenn das kein Ueberfluß ist, so verstehe ich mich nicht darauf. Eine Einzige genügt oft zum Lebensglück, die Menge mag nur Ueberdruß erregen, und der Eitelkeit schmeicheln.“ — „Fünfzig Frauen," erwiderte Abendai, „sind unstreitig zu viel, wie eine Einzige zu wenig ist; darum halte ich mich an die Mittelstraße, und diese ist fern von Ueberfluß. Es hat dir schon eingeleuchtet, theurer Genius, daß mir in meiner jetzigen Lage, die ich deiner unerschöpflichen Freigebigkeit verdanke, ein Harem notwendig ist, und ein Harem von zwanzig Frauen ist doch gewiß nichts Uebertriebenes.“ Was war dagegen einzuwenden? Nichts. Darum gewährte auch der Genius die zwanzig Frauen, nebst dem dazu nöthigen Zuwachs an Eunuchen, Sklaven und Einkünften.

Vielleicht hätte sich nun Abendai, für einige Zeit wenigstens, im Besitze alles Nothwendigen geschätzt, aber da war gerade die Jahreszeit eingetroffen, wo die hohe Gesellschaft von Bagdad die Stadt verließ, um auf ihren Gütern die reine Landluft zu genießen. Abendai, der kein Landgut hatte, fühlte sich sehr gekränkt, nicht auch ein Gleiches thun zu können. Der Aufenthalt in der Stadt wurde ihm zum Ekel, und der Besiz eines Landguts ein so unentbehrliches, so dringendes Bedürfnis, wie noch keines von allen denen, die ihm sein guter Genius gestattet hatte. Ein einziges Landgut war zu dieser Zeit feil, aber zu einem sehr hohen Preise, indem der Besitzer hunderttausend Lomanen dafür haben wollte. Abendai wußte seinem Genius so triftig beizubringen, daß der Besiz dieses Landguts für seine Gesundheit und die seiner Frauen so hochnothwendig sey, daß er ihm neuerdings für den

Ankauf hunderttausend Lomanen auf den Schatz des Kalifen anwies, und überdies noch dreißig Pferde, die Sklaven und das Vieh schenkte, deren er bedurfte, um dieses sehr beträchtliche Gut, das aus Herrschaftsgebäuden, Menerhöfen, Lustgärten und Ackerfeld bestand, zu bauen. Nach acht Tagen kehrte Abendai nach Bagdad zurück, wohin sein Genius ihn bestellt hatte. — „Wohlau, Abendai," sagte er ihm beim Wiedersehen, „bist du nun endlich im Besiz des Nothwendigen?" — „Beinahe," erwiderte Abendai, „aber noch nicht ganz und gar. Mein Gut hat unvergleichlichen Boden, es könnte noch einmal so viel an Werth haben, doch die Unwissenheit meines Vorgängers war so groß, daß er dahin Reis anbaute, wo das schönste Getreide zu erwarten wäre. Da gibt es weitzläufige Teiche, die leicht in Wiesen umgeschaffen werden könnten; da gibt es wüste Plätze, die der Urbarmachung fähig sind. Du wirst es wohl einsehen, daß wenn man das Glück hat, ein solches Gut zu besitzen, es unumgänglich nothwendig ist, daß man es verbessere, und seinen Ertrag vermehre. Mein Garten ist zwar weitzläufig, aber geschmacklos angelegt; es fehlt ihm an Wasser; ohne Wasserlauf ist der schönste Garten ein lebloses Ding. Ich könnte einen Fluß, der etwa eine halbe Viertelstunde davon entfernt ist, hindurch leiten.“ — „Nun, was hindert dich es zu thun?" — „Ich habe nicht Geld genug," entgegnete Abendai; „diese verschiedenen Verbesserungen könnten leicht bis zwanzigtausend Lomanen kosten.“ — Auch auf die zwanzigtausend Lomanen gab ihm der Genius eine Anweisung.

Nachdem Abendai seinem Genius herzlich gedankt hatte, kehrte er zurück auf sein Landgut, und kaum war er angekommen, so wurde eine unangenehme Neuigkeit ihm hinterbracht. Einer seiner Nachbarn, der Besizer einer ärmlichen kleinen Wirthschaft, hatte ihn beim Radi verklagt, weil Abendai's Heerden seine Wiesen und Kleebau verwüstet. Der Richter, nachdem er beide Parteien gehört, sprach zu Gunsten Abendai's, denn der Arme hatte großes Unrecht, das Unrecht arm zu seyn. Wenige Tage darauf starb der Unglückliche, und da er keine Erben hinterließ, fiel, nach einem besondern Gesetze, seine kleine Habe dem Kalifen zu. Als Abendai dieses erfuhr, verlangte er nach seinem Genius. An dem Tage, da er ihn zu treffen gewiß war, fuhr er nach Bagdad. — „Nicht wahr, mein Wohlthäter," sagte er, „es ist zum Glücke eines Menschen nothwendig, nicht in

Prozesse und ewigem Streite leben zu müssen?“
— „Sehr nothwendig.“ — „Nun denn, ich mußte mich vor dem Kadi stellen, und mich gegen einen elenden Nachbarn vertheidigen. Wenige Tage darauf starb zu meinem Glücke der streitsüchtige Mann, und zwar ohne Erben. Es fällt sein Nachlaß, eine Hütte und einige Wiesen, dem Kalifen Harun al Raschid zu. Er wird die unbedeutende Befizung unfehlbar verkaufen lassen, und ich muß der Käufer seyn; denn, wenn sie ein Anderer kaufte, wie leicht könnte ich wieder einen streitsüchtigen, unruhigen Nachbar bekommen. Da du selber gestehst, daß es eine Nothwendigkeit sey zum Lebensgenuß, ohne Prozesse zu leben, so ist es auch ganz und gar kein Ueberfluß zu nennen, wenn ich einen Gegenstand mir zueignen will, der einen Prozeß veranlassen kann.“ — „Dein Begehren leuchtet mir vollkommen ein, und es ist mir unmöglich, so gegründeten Ursachen etwas entgegen zu setzen. Laß dich morgen beim Kalifen melden und bringe dein Begehren vor. Er wird auf dein Anliegen vorbereitet seyn und gewiß thun was ich ihm rathe.“ — Vergnügt schied Abendai von seinem Genius, und schief sanft in der Ueberzeugung, sich bald im Besitze des Nachlasses seines armen Nachbarn zu sehen. Den andern Morgen eilte er zur Audienz des Kalifen.

Harun al Raschid der Große saß auf einem glänzenden Thron; alles um ihn her funkelte von Gold und Edelsteinen, und die Großen des Reichs und die Weisen des Hofes standen um ihn her. Mit Zittern näherte sich Abendai dem Throne, auf welchem die gebilligte Person des Beherrschers aller Gläubigen saß. Aber wie groß ist sein Erstaunen, welcher Schrecken durchzuckt seine Gebeine, als er seinen Blick zum Throne erhebt, und in dem Kalifen seinen Genius erkennt, seinen Genius, der ihm immer das Nothwendige gab, und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Stehen blieb er, einer Bildsäule gleich, nicht vermögend eine Sylbe hervorzubringen. Endlich sprach lächelnd Harun al Raschid zu ihm: „Ich sehe deine Verwunderung, Abendai, ich will dir aus dem Traume helfen. Erkenne einen jener Armenier in mir, denen du das Leben gerettet hast. Ich nahm mir vor, dich auf eine Art zu belohnen, die meiner würdig, und deiner großmüthigen That angemessen sey; aber ich wollte dir meine Erkenntlichkeit verborgen, und mich heimlich des Glückes freuen, das dir zu gründen ich mir vorgenommen hatte. Daher jene Verkleidung, in welcher ich dir als ein überirdisches Wesen erschien, und mich dei-

„nen Genius nannte. Als ich das erste Mal den Weg zu deiner niedern Hütte nahm, freute ich mich der Ueberraschung, die ich dir machen würde. Ich sah dich allein bei deinem spärlich brennenden Feuer, und behorchte dich im Augenblicke, als du deinen Wunsch, nur das Nothwendigste zu haben, in lautem Selbstgespräche hören liegest. Nun wollte ich die Erfahrung machen, was man unter diesem Worte wohl verstehen konnte; ich wollte die Grenzen kennen lernen zwischen dem Nothwendigen und dem Ueberflusse, und verbieth dir das Nothwendige. Jetzt sehe ich mich genöthigt, mein voreiliges Versprechen zu widerrufen; denn, obgleich ich der mächtigste aller Könige bin, so war es mir dennoch unmöglich, dir das Nothwendige zu verleihen, und wenn ich dir meinen Thron und meine Schätze überliesse, vermöchte ich es nicht. — Und ihr, gelehrte Männer meines Hofes, fällt nun ein Urtheil unter euch, über das Nothwendige und das Ueberflüssige. Seht, diesen Menschen habe ich aus der tiefsten Armuth hervorgezogen. Ich habe ihm theilweise bei zweimal hunderttausend Lomanen gegeben, sein Reichthum ist daher ungeheuer. Er besitzt fast den schönsten Palast in Bagdad, ein prächtiges Gut, nur drei Stunden von der Stadt, ist sein eigen, zwanzig der schönsten Mädchen befinden sich in seinem Harem, er hat eine große Anzahl Eunuchen, mehr als hundert Sklaven erwarten seine Winke, fünfzig Pferde sind in seinem Stalle, und so mit Reichthümern überhäuft, empfieng er doch das Nothwendige noch nicht. Ich sehe daher, daß Ueberfluß nur ein Hungerspinst der Menschen ist, kein Sterblicher besitzt ihn. Die Nothwendigkeiten der Menschen sind Schlünde, in die alle Welttheile fahren könnten, ohne sie zu füllen. — Entferne dich, Abendai; ich lasse dir alles was ich dir gab, es sey Belohnung deiner tapfern That; aber aufgeben muß ich, dir das Nothwendige zu geben, und da es gut ist, daß dem Menschen zu wünschen übrig bleibt, so sollst du die kleine Wirthschaft nicht erhalten, die der Gegenstand deines gegenwärtigen Wunsches ist.“

So sprach der Kalif. Abendai entfernte sich, düster seinen Weg nach dem Landgute nehmend. Noch oft, auf elastischen Polstern liegend, umhüllt von den köstlichsten Rauchwerken, die um ihn her dampften, warf er von seinen prachtvollen Sälen einen traurigen Blick nach jener armseligen Hütte, und rief tiefseufzend: „O Mahomet! warum habe ich das Nothwendige nicht!“

Die Taucherglocke.

(Mit einer Abbildung.)

Hat der liebe Leser als Knabe nie das Experiment gemacht, eine Fliege oder einen Käfer unter einem umgestürzten leeren Glase in einem Gefäße voll Wasser unterzutauchen, wo dann das Thierchen, ohne naß zu werden, im Glase herumflog? Das ist die Taucherglocke im Kleinen. Warum ertrinkt die Fliege im Glase unter dem Wasser nicht? Weil das Wasser nicht ins Glas steigen kann, indem ihm die Luft den Eingang verwehrt.

Die Glocken, unter welchen die Taucher sich in die Tiefe des Meers hinunterlassen, haben die Gestalt einer Kirchenglocke. Diese Maschinen, ganz einfach bei ihrer Entstehung, wie jede neue Erfindung, wurden nach und nach vervollkommen. Die ersten Taucher bedienten sich nur eines umgestürzten großen Kessels. Sie bezweckten aber auch damit, nur ein Kunststück auszuführen, das sie um's Geld sehen ließen.

Hier folgt die Abbildung einer großen Taucherglocke, mit allen Zugehörungen, womit sie Dr. Halley vor mehr als hundert Jahren schon ausgerüstet hat. Die Höhe dieser Maschine beträgt 8 Fuß und der Durchmesser in der Mitte 5 Fuß. Der Leser muß aber nicht meinen, weil er in der Abbildung die Personen sieht, die im Innern sitzen, daß die ganze Glocke von Glas sey; eine gläserne Glocke, wenn man auch eine solche blasen könnte, wäre zu gebrechlich, und kein Taucher so keck ihr sein Leben anzuvertrauen. Diese Durchsichtigkeit hat bloß dem Leser zu Gefallen in der Zeichnung statt, weil man ihm sonst das Innere nicht anschaulich machen könnte. Doch ist an der Glocke der obere Theil bis an den ersten kleinen Reif von sehr dickem Glas, um Licht in die Glocke einzulassen. Vermittelt dieses Fensters ist es in der Glocke in größter Tiefe, wenn die See ruhig ist und die Sonne scheint, hell genug um darin lesen und schreiben zu können. Der untere Theil ist von Holz und so stark mit Blei überzogen, daß die Glocke, ganz mit Luft gefüllt, vermöge ihrer Schwere in jede beliebige Tiefe gesenkt werden kann. Um das Hin- und Herschwancken der Glocke zu verhüten und sie beständig in senkrechter Richtung zu halten, sind am Rande derselben an Seilen Gewichte angebracht, wovon jedes an hundert Pfund wiegt.

Wie man zu jeder Stunde mit einem Glas den Versuch machen kann, steigt das Wasser

nur um ein Geringes in die Glocke hinein. Es möchte zwar wohl hineindringen, drückt den mitten in sein Reich eingedrungenen Fremdling je mehr zurück, je tiefer die Glocke gesenkt wird; denn die Luft ist wohl so nachgiebig und räsonnabel, daß sie sich genirt und zusammen staucht, um dem mächtigen Herrn, in dessen Gebiet sie sich befindet, so viel als möglich, nachzugeben; ganz verdrängen läßt sie sich aber nicht, und wenn alle Gewalten des Oceans, ja der Sündfluth selber, sich gegen sie anstämmt: es müßte nur das Gefäß, das sie enthält, zerplatzen.

Bei der in der Glocke enthaltenen Luft könnte es der Taucher nicht lange aushalten, wenn er dieselbe von Zeit zu Zeit nicht durch frische ersetzen könnte. Die Erfrischung der Luft in der Glocke geschieht vermittelst Fässern, die mit Luft gefüllt, und zum Niedersenken hinlänglich mit Blei beschwert an Seilen in der Nähe der Glocke niedergelassen werden. Ein jedes dieser Fässer hat in dem untern Boden ein Spundloch, durch das sowohl Wasser als Luft eindringen kann; an dem obern Boden ist ein mit Del getränkter lederner Schlauch angebracht, und durch diesen strömt die im Fasse enthaltene frische Luft in die Glocke hinüber.

Wenn nun die in der Glocke befindliche Luft einer Erfrischung bedarf, so wird der an dem Fasse angebrachte Schlauch zur Glocke herüber geleitet und in derselben geöffnet. In dem nemlichen Augenblick, wo dieses geschieht, dringt auch das Wasser in das neben angehängte Faß zum untern Spundloch hinein, und veranlaßt darin einen solchen Druck auf die Luft, daß diese durch den Schlauch in die Glocke hinüberströmt. Dieß könnte aber nicht geschehen, wenn nicht zu gleicher Zeit ein oben an der Glocke angebrachter luftdichter Hahn geöffnet würde, um der in der Glocke verbrauchten Luft einen Ausgang zu verschaffen, welche Gelegenheit dieselbe auch mit großer Hast benützt, und mit solcher Gewalt in die Höhe strömt, daß davon das Wasser auf der Oberfläche der See gleichsam zu kochen scheint; und der Taucher hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß er den Hahn nicht zu lang offen lasse, sonst würde die frische Luft mit der alten Reisaus nehmen und dem Wasser ihre Stelle in der Glocke überlassen.

Bis jetzt haben wir gesehen, wie die Taucher, in einer Glocke sitzend, ohne zu ertrinken sich unter das Wasser begeben und darin Stunden lang verweilen können. Dieß wäre aber nicht viel, wenn sie ihren Sitz nicht auch verlassen